

Jahrbuch der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf

Heinrich Heine
HEINRICH HEINE
UNIVERSITÄT
DÜSSELDORF

2004

Heinrich Heine

**Jahrbuch der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf**

2004

**Jahrbuch der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
2004**

**Herausgegeben vom Rektor
der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Univ.-Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch**

**Konzeption und Redaktion:
em. Univ.-Prof. Dr. Hans Süßmuth**

© Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 2005
Einbandgestaltung: Wiedemeier & Martin, Düsseldorf
Titelbild: Schloss Mickeln, Tagungszentrum der Universität
Redaktionsassistentz: Georg Stüttgen
Beratung: Friedrich-K. Unterweg
Satz: Friedhelm Sowa, L^AT_EX
Herstellung: WAZ-Druck GmbH & Co. KG, Duisburg
Gesetzt aus der Adobe Times
ISBN 3-9808514-3-5

Inhalt

Vorwort des Rektors	11
Gedenken	15
Rektorat	17
ALFONS LABISCH (Rektor) Autonomie der Universität – Ein Leitbild für die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	19
VITTORIA BORSÒ Internationalisierung als Aufgabe der Universität	33
RAIMUND SCHIRMEISTER und LILIA MONIKA HIRSCH Wissenschaftliche Weiterbildung – Chance zur Kooperation mit der Wirtschaft?	51
Medizinische Fakultät	
<i>Dekanat</i>	65
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	67
WOLFGANG H.M. RAAB (Dekan) Die Medizinische Fakultät – Entwicklung der Lehre	77
THOMAS RUZICKA und CORNELIA HÖNER Das Biologisch-Medizinische Forschungszentrum	81
DIETER HÄUSSINGER Der Forschungsschwerpunkt Hepatologie	87
IRMGARD FÖRSTER, ERNST GLEICHMANN, CHARLOTTE ESSER und JEAN KRUTMANN Pathogenese und Prävention von umweltbedingten Erkrankungen des Immunsystems	101
MARKUS MÜSCHEN Illusionäre Botschaften in der malignen Entartung humaner B-Lymphozyten	115

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

<i>Dekanat</i>	127
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	129
PETER WESTHOFF (Dekan)	
Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät – Was hat das Jahr 2004 gebracht?	141
DIETER WILLBOLD	
Die Rolle des Forschungszentrums Jülich für die Mathematisch-Naturwissenschaftliche und die Medizinische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	147
DAGMAR BRUSS	
Verschränkt oder separabel? Moderne Methoden der Quanteninformationstheorie	155
STEPHANIE LÄER	
Arzneimitteltherapie bei Kindern – Eine Herausforderung besonderer Art für Forschung und Praxis	167
HILDEGARD HAMMER	
„Vor dem Abitur zur Universität“ – Studium für Schülerinnen und Schüler an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf	183

Philosophische Fakultät

<i>Dekanat</i>	195
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	197
BERND WITTE (Dekan)	
Zur Lage von Forschung und Lehre an der Philosophischen Fakultät	203
WOLFGANG SCHWENTKER	
Geschichte schreiben mit Blick auf Max Weber: Wolfgang J. Mommsen	209
DETLEF BRANDES	
„Besinnungsloser Taumel und maßlose Einschüchterung“. Die Sudetendeutschen im Jahre 1938	221
ANDREA VON HÜLSEN-ESCH, HANS KÖRNER und JÜRGEN WIENER	
Kunstgeschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf – Innovationen und Kooperationen	241
GERHARD SCHURZ	
Der Mensch – Ein Vernunftwesen? Kognition und Rationalität aus evolutionstheoretischer Sicht	249

RALPH WEISS	
Medien – Im blinden Fleck öffentlicher Beobachtung und Kritik?	265
REINHOLD GÖRLING	
Medienkulturwissenschaft –	
Zur Aktualität eines interdisziplinären Faches	279
BERND WITTE	
Deutsch-jüdische Literatur und literarische Moderne.	
Prolegomena zu einer deutsch-jüdischen Literaturgeschichte	293
Gastbeitrag	
WOLFGANG FRÜHWALD	
Das Geschenk, „nichts erklären zu müssen“.	
Zur Neugründung eines Instituts für Jüdische Studien	307
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät	
<i>Dekanat</i>	321
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	323
HEINZ-DIETER SMEETS und H. JÖRG THIEME (Dekan)	
Der Stabilitäts- und Wachstumspakt –	
Lästiges Übel oder notwendige Schranke?	325
GUIDO FÖRSTER	
Verlustverrechnung im Beteiligungskonzern	341
ALBRECHT F. MICHLER	
Die Effizienz der Fiskalpolitik in den Industrieländern	363
GERD RAINER WAGNER, RÜDIGER HAHN und THOMAS NOWAK	
Das „Montréal-Projekt“ – Wirtschaftswissenschaftliche	
Kompetenz im internationalen Studienwettbewerb	381
Juristische Fakultät	
<i>Dekanat</i>	393
<i>Neu berufene Professorinnen und Professoren</i>	395
HORST SCHLEHOFER (Dekan)	
Zehn Jahre Juristische Fakultät – Rückblick und Ausblick	397
ULRICH NOACK	
Publizität von Unternehmensdaten durch neue Medien	405
DIRK LOOSCHELDERS	
Grenzüberschreitende Kindesentführungen im Spannungsfeld	
von Völkerrecht, Europäischem Gemeinschaftsrecht und	
nationalem Verfassungsrecht	423

RALPH ALEXANDER LORZ

- Die unmittelbare Anwendbarkeit des Kindeswohlvorzugs nach
Art. 3 Abs. 1 der UN-Kinderrechtskonvention im nationalen Recht 437

**Gesellschaft von Freunden und Förderern der
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf e.V.**

OTHMAR KALTHOFF

- Jahresbericht 2004 459

Forschergruppen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

SEBASTIAN LÖBNER

- Funktionalbegriffe und Frames – Interdisziplinäre Grundlagenforschung
zu Sprache, Kognition und Wissenschaft 463

HANS WERNER MÜLLER, FRANK BOSSE, PATRICK KÜRY, KERSTIN
HASENPUSCH-THEIL, NICOLE KLAPKA UND SUSANNE GRESCHAT

- Die Forschergruppe „Molekulare Neurobiologie“ 479

ALFONS SCHNITZLER, LARS TIMMERMANN, BETTINA POLLOK,
MARKUS PLONER, MARKUS BUTZ und JOACHIM GROSS

- Oszillatorische Kommunikation im menschlichen Gehirn 495

MARKUS UHRBERG

- Natürliche Killerzellen und die Regulation der KIR-Rezeptoren 509

**Institute an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf –
Das Deutsche Diabetes-Zentrum**

GUIDO GIANI, DIRK MÜLLER-WIELAND und WERNER A. SCHERBAUM

- Das Deutsche Diabetes-Zentrum –
Forschung und Klinik unter einem Dach 521

WERNER A. SCHERBAUM, CHRISTIAN HERDER und STEPHAN MARTIN

- Interaktion von Inflammation, Lifestyle und Diabetes:
Forschung an der Deutschen Diabetes-Klinik 525

DIRK MÜLLER-WIELAND und JÖRG KOTZKA

- Typ-2-Diabetes und Metabolisches Syndrom als Folgen einer
„entgleisten“ Genregulation: Forschung am Institut für Klinische
Biochemie und Pathobiochemie 533

GUIDO GIANI, HELMUT FINNER, WOLFGANG RATHMANN und
JOACHIM ROSENBAUER

- Epidemiologie und Public Health des Diabetes mellitus in Deutschland:
Forschung am Institut für Biometrie und Epidemiologie des Deutschen
Diabetes-Zentrums 537

Universitätsverwaltung

JAN GERKEN und HERMANN THOLE Moderne Universitätsplanung	547
---	-----

**Zentrale Einrichtungen der
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf**

JAN VON KNOP und DETLEF LANNERT Gefahren für die IT-Sicherheit und Maßnahmen zu ihrer Abwehr	567
--	-----

MICHAEL WETTERN und JAN VON KNOP Datenschutz im Hochschulbereich	575
---	-----

IRMGARD SIEBERT und KLAUS PEERENBOOM Ein Projekt zur Optimierung der Selbstausleihe. Zur Kooperation der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf mit der 3M Deutschland GmbH	591
---	-----

SILVIA BOOCHS, MARCUS VAILLANT und MAX PLASSMANN Neue Postkartenserie der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf ...	601
--	-----

Geschichte der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

MAX PLASSMANN Autonomie und ministerielle Steuerung beim Aufbau der neuen Fakultäten der Universität Düsseldorf nach 1965	629
---	-----

Chronik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

ROLF WILLHARDT Jahreschronik 2004	643
--	-----

Autorinnen und Autoren	657
-------------------------------------	------------

REINHOLD GÖRLING

**Medienkulturwissenschaft –
Zur Aktualität eines interdisziplinären Faches**

Werden Abiturientinnen und Abiturienten heute nach ihrem Studienwunsch gefragt, so antwortet eine sehr große Zahl derer, die sich früher für eine der Philologien oder ein anderes traditionelles geisteswissenschaftliches Fach ausgesprochen hätten: „Irgendetwas mit Medien“. Literatur, Theater, Film, Fernsehen, Radio, Fotografie und Internet, Design, Kunst, Musik, aber auch die Theorie von Literatur, Film, Kultur, Psychologie und Gesellschaft werden heute viel stärker als früher als ineinander verwobene Bereiche wahrgenommen. Literatur, Kunst, Film und Musik entstehen heute maßgeblich in Auseinandersetzung mit kultur- und sozialwissenschaftlichen Theorien und in einem medialen Zusammenhang, für den die Reproduktion und technische Verbreitung ebenso selbstverständlich sind wie die intermediale Auflösung von überkommenen Rezeptionzusammenhängen. Dieselbe Story kann mir als Oper, Film, Roman oder Computerspiel begegnen, dieselbe Werbetechnik in der Politik und der Vermarktung von Autos oder Kosmetik, dieselbe Melodie beim Einkaufen, Straßenbahnfahren oder Geschirrspülen, dieselbe theoretische Reflexion in einem Zeitungssessay, einem Spielfilm, einem Gemälde oder einer Computerinstallation. Sich in dieser alltäglichen und in Bewegung befindlichen Erfahrungswelt orientieren und in ihr selbstbestimmt tätig sein zu können, ist ganz offensichtlich ein Wunsch vieler jüngerer Menschen geworden. Überall in der Welt erfreuen sich die neu entstehenden medien- und medienkulturwissenschaftlichen Studiengänge, aber auch die eher sozialwissenschaftlich orientierten kommunikationswissenschaftlichen Lehrangebote eines großen Zuspruchs. Der integrative Bachelorstudiengang „Medien- und Kulturwissenschaft“, der zum Wintersemester 2002/2003 an der Heinrich-Heine-Universität eingerichtet worden ist, hatte zum Studienjahr 2003/2004 über 1.600 Bewerberinnen und Bewerber, zum Studienjahr 2004/2005 stieg die Zahl sogar auf rund 1.900. Damit ist dies der mit Abstand am meisten nachgefragte Studiengang der Philosophischen Fakultät.

Zum Wintersemester 2005/2006 wird als konsekutiver Studiengang der Masterstudiengang „Medienkulturanalyse“ das bisherige Angebot der Philosophischen Fakultät erweitern. Beide Studiengänge arbeiten integrativ, das heißt, es sind fast ein Dutzend an der Heinrich-Heine-Universität vertretene Fächer daran beteiligt. Beim Bachelorstudiengang „Medien- und Kulturwissenschaft“ sind es Germanistik, Romanistik, Anglistik, Philosophie, Geschichte, Kunstgeschichte, Pädagogik, Allgemeine Linguistik und Informationswissenschaft, am Masterstudiengang „Medienkulturanalyse“ beteiligen sich darüber hinaus das Institut für Hirnforschung und das Klinische Institut für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie. Organisatorisches Zentrum ist die Lehrereinheit Medienkulturwissenschaft, die demnächst auch als Wissenschaftliche Einrichtung etabliert werden soll. Sie versteht sich, wenn man so sagen darf, als interdisziplinäres Fach, also als ein Fach, das für einen bestimmaren Problem- und Gegenstandszusammenhang zuständig

ist, dessen Analyse aber in Forschung und Lehre interdisziplinäre Herangehensweisen erfordert.

Ich möchte im Folgenden unter vier Konstellationen einige Konturen dieses Problem- und Gegenstandszusammenhangs nachzeichnen. Es kann dabei nicht um den Versuch gehen, den Kanon einer Disziplin zu bestimmen. Die Medienkulturwissenschaft ist ein Fach, das sich gegenwärtig an vielen Universitäten der Welt herausbildet und das sich nicht über eine Tradition definiert, sondern über die fortschreitende Analyse und Beschreibung eines dynamischen Zusammenhanges, nämlich der aktuellen Veränderungen, denen unsere Kulturen unterliegen. Selbstverständlich schließt das einen historischen Blick ein. Doch hat es offensichtlich der gegenwärtigen Veränderungen bedurft, damit auch der historisch enge Zusammenhang von Medien und Kultur sichtbar werden konnte.

Medien und Kultur

Gehen wir aus kulturanthropologischer Perspektive davon aus, dass es eine Ansprechbarkeit des Menschen durch den anderen gibt, dass es also so etwas wie eine menschliche Fähigkeit (und Notwendigkeit) zur Kommunikation gibt, so ist doch keine dieser Kommunikationen ohne ein Medium denkbar: Die Haut des Babys, über die es Wärme und Kontakt, An- und Abwesenheit eines anderen spürt, ist ein Medium. Die Stimme, die ein Kind schon nach wenigen Tagen wiedererkennt, ist es ebenso wie das Gesicht. Sprache, Rhythmus von Bewegungen, Musik und Lieder, bald aber auch schon die Bilder oder die Reproduktionen der eigenen oder fremden Gesichter auf Fotos und Videos, die Figuren des Fernsehens und immer weiter: Die Kommunikation ist medial und durch diese Medien mindestens ebenso kulturell bestimmt wie durch das, was mitgeteilt wird. Wenn es zutrifft, dass zum Beispiel der Spiegel ein wichtiges Medium in der Entwicklung des Selbstgefühls eines Menschen ist, dann kann es nicht unbedeutend sein, ob diese Funktion allein von den Reaktionen der anderen auf die eigene Anwesenheit ausgefüllt wird oder ob es ein visuelles Spiegelbild gibt. Und hier kann es wiederum nicht unbedeutend sein, ob das Spiegelbild im Wasser oder im Silber des beschichteten und transportierbaren Glases erscheint und ob das gemalte Porträt, die Fotografie auf Papier oder das unmittelbar nach der Aufnahme sichtbare Bild auf dem Display einer Digitalkamera diese Rolle übernimmt. Die Zeit- und Raumverhältnisse variieren deutlich in Abhängigkeit von der Materialität.

Medien ermöglichen, prägen und verändern das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst und zum anderen. Die Entwicklung des Netzwerkes des menschlichen Hirns geschieht beim Wahrnehmen, Fühlen und Denken (und während der zeitlich ganz anders strukturierten Verarbeitung dieser Wahrnehmungen und Erfahrungen): Die Verbindungen zwischen den Neuronen werden stabilisiert oder geschwächt, je nachdem, wie und was man denkt. Diese neuronale Plastizität lässt sich zunehmend durch die Bildgebungsverfahren nachweisen, die in den Neurowissenschaften entwickelt worden sind. Wie sich dabei der Einfluss der verschiedenen Medien im Einzelnen vollzieht, ist noch ein offenes Forschungsfeld. Es ist aber sicher, dass er stattfindet.

Schon die Modelle der kulturellen Selbstbeschreibung sind medial und für die Organisation des Denkens maßgeblich. Ob unser Gedächtnis etwas ist, in dem Spuren hinterlassen werden wie im Sand oder im Waldboden oder in das etwas eingraviert wird wie in Stein oder Holz, ob wir etwas „notiert“ oder „auf dem Schirm“ haben, ob wir unser Denken als System oder als Netzwerk verstehen: Diese und andere Modelle und Metaphern, in

denen wir unser Denken beschreiben, haben eine „harte“ Dimension, das heißt, sie sind den Denkprozessen nicht äußerlich. Es ist vor allem der Film, für den schon früh über eine Wirkung des Mediums auf das Denken nachgedacht wurde. Mittels der Montagetechnik ist es dem Film möglich, selbst völlig neuartige Verknüpfungen herzustellen, Verknüpfungen zwischen weit voneinander entfernt liegenden Dingen und Geschehnissen, zwischen abstrakten und konkreten Bildern, zwischen langsamen und schnellen Bewegungen.

Perzeption, Kognition, Erinnerung und Affekt, also der gesamte Zusammenhang der Wahrnehmung ist zutiefst medial bestimmt, weshalb die Medien bei der Herausbildung von Subjektivität eine entscheidende Rolle spielen. Sie sind selbstverständlich auch konstitutiv an der Entstehung und Entwicklung der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Institutionen einer Kultur beteiligt. Von der Herausbildung des Parlamentarismus in England weiß man, wie eng seine Verknüpfung mit dem Theater war. Doch dürfte das Rollenspiel, folgt man den Untersuchungen des amerikanischen Kulturwissenschaftlers Stephen Greenblatt, auch nachhaltige Folgen für das politische, soziale und auch militärische Denken selbst gehabt haben.¹ Immer dann, wenn es um die Darstellung des Eigenen und das Verständnis des Anderen geht, sind in den europäischen Gesellschaften das Theaterspielen und die Erfahrung in der Rezeption von Theater wichtig. Andere Kulturen kennen andere theatrale Praktiken und religiöse Rituale, die zwischen dem Eigenen und dem Fremden oder auch zwischen der geordneten Welt und der chaotischen Vielfalt des Lebens eine Relation herstellen. Letzteres war der zentrale Untersuchungsgegenstand des New Yorker Theaterwissenschaftlers und Ethnologen Victor Turner.²

Jede soziale oder politische Institution braucht eine Öffentlichkeit, und die ist ohne Medium nicht zu haben. Ob es das Parlament ist, die Kirche oder die Tageszeitung. Man denke nur an die Unterschiede der Gotteshäuser allein der drei monotheistischen Religionen, um zu ahnen, welche enge Beziehung zwischen der Architektur und dem Selbstverständnis der Gebete und Gottesdienste besteht. Die Tageszeitung spielt eine konstitutive Rolle im klassischen Prozess der Herausbildung von Nationalstaaten: Die Gruppe von Menschen, die sich mit einer Nation identifizieren, muss ebenso erst geschaffen werden wie die Symbole und Institutionen dieser *imagined communities*, wie der Historiker Benedict Anderson analysiert hat.³ Nationsbildungsprozesse laufen anders, wenn sie sich weniger auf die Zeitung und stärker auf das Radio oder gar auf den Fernseher stützen. Und längst bilden sich transnationale Gruppen heraus, die es ohne Fernsehen und Film schwerlich gäbe. Satellitenfernsehen und Kino tragen, jedes auf seine Weise, gegenwärtig zum Beispiel dazu bei, dass in Europa so etwas wie ein transnationales Bewusstsein der türkischen Migration entsteht.

Doch wäre es selbst für die Analyse dieser sozialen und politischen Kommunikationsprozesse fatal, wollte man den Begriff des Mediums auf so genannte Massenmedien wie Zeitung, Radio und Fernsehen beschränken. So kann zum einen die Masse ja durch Medien wie Aufmärsche und Paraden inszeniert werden. Und so treffen zum anderen die so genannten Massenmedien auf eine von ihnen nicht mehr kontrollierte Rezeptionssituation. Die Macht der Massenmedien wird oft grob überschätzt, werden nicht zugleich die kleineren sozialen Öffentlichkeiten in Betracht gezogen, in denen Botschaften weitgehend

¹ Vgl. Greenblatt (1980).

² Vgl. Turner (1989).

³ Vgl. Anderson (1988).

selbständig rezipiert und rekontextualisiert werden, wie vor allem die britische Tradition der *cultural studies* um Stuart Hall überzeugend nachgewiesen hat.⁴ Mit anderen Worten: Was wir unter dem Kürzel Medien beschreiben, ist ein komplexes In- und Gegeneinander von Formen und Institutionen der Kommunikation, die intime, private, soziale und politische Öffentlichkeiten herstellen.

Zusammen mit den Denkweisen bilden diese komplexen Zusammenhänge etwas, das man, in Anlehnung an Michel Foucault, Episteme nennen kann. Eines der deutlichsten historischen Beispiele ist die Entwicklung der Zentralperspektive in der italienischen Renaissance. Von der Geografie aufgegriffen und teilweise schon vorgedacht, hat sie sehr direkt in die literarischen Verfahren der Erzählung und in die philosophischen Konzepte gewirkt. Mit der langen Reihe von Verfahren, die entwickelt wurden, um die Zeichnung von zentralperspektivischen Bildern zu vereinfachen, sind auch optische Apparate entstanden. Von der *camera obscura* über den Fotoapparat mit analoger Aufnahmetechnik bis hin zum Pixelbild stellt die Zentralperspektive auch ein Medium für technische Erfindung dar.

Das Beispiel der Zentralperspektive ist deshalb auch geeignet, nach dem Einfluss der Medien bei der Herausbildung von Subjektivität und bei der Herstellung von sozialen und politischen Institutionen noch einen dritten Aspekt dieser Performativität anzusprechen: Medien generieren Wissen. Ein Teil unserer Kartografie und unserer Vermessungstechnik beruht auf dem Prinzip der Zentralperspektive. Im Verein mit den damit verbundenen optischen Geräten, den Teleskopen, den Mikroskopen und anderen, war sie (in der so genannten Kopernikanischen Wende) an der Veränderung von Weltbildern beteiligt. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts nimmt die Bedeutung der Zentralperspektive bei der Generierung neuen Wissens ab, da chemische und physikalische Prozesse zunehmend nicht-linear und nicht-zentralisiert beschrieben werden. Andere mediale Metaphern, namentlich die des Textes und der sprachlichen Codierung, sind seitdem an ihre Stelle getreten.

Wenn Medien die Generierung unseres Wissens und damit auch unsere Zukunft maßgeblich beeinflussen, so bilden sie doch zugleich auch unsere Brücke zur Vergangenheit. Jede Erinnerung ist abhängig von einem Medium. Jedes Archiv ist eine Mediathek, bewahrt es nun Schriftrollen, Flugblätter, Akten, Bücher, Zeichnungen, Gemälde, Skulpturen, Fotografien, Filme, Schallträger, digitale Datenspeicher oder auch Gegenstände des Alltagslebens historischer und aktueller Kulturen auf. Aber das größte und wichtigste Archiv sind wahrscheinlich unsere Sprachen, unsere Bilder und Musik selbst. Sie verknüpfen unseren Alltag und unsere Gegenwart unaufhörlich mit der Geschichte, mit unserer individuellen, aber auch mit der unserer Kultur und vielleicht auch darüber hinaus. Diese Verknüpfungen sind nicht chronologisch linear. So geht der russische Literaturwissenschaftler Michail Bachtin davon aus, dass sich in jedem Wort eine Spur seines früheren Gebrauchs abgelagert hat und dass diese Spur auch aktualisiert werden kann.⁵ Der Bildwissenschaftler Aby Warburg hat verfolgt, wie bestimmte visuelle Intensitäten, er hat sie Pathosformeln genannt, die Bilder unserer Gegenwart mit den Bildern der Antike und den Bildern anderer Kulturen verbinden.⁶ Und Walter Benjamin, um einen Dritten derer zu nennen, die in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die wissenschaftlichen Grundlagen für eine Medienkulturwissenschaft entworfen haben, sah die Medien als ein Archiv unseres mimes-

⁴ Vgl. Hall (2004).

⁵ Vgl. Bachtin (1979).

⁶ Vgl. Warburg (2000).

tischen Vermögens, also der Ansprechbarkeit des Menschen durch Konstellationen, Bilder oder Zeichen. Er verfolgt dies hypothetisch bis zur Empfänglichkeit für Sternbilder zurück, die wohl einmal viel intensiver gewesen sei und für die unsere heutige Astrologie nur noch einen schwachen Begriff liefere.⁷

So eng der Zusammenhang zwischen Medium und Kultur in allen diesen Gebieten ist – weder auf der Ebene des kulturellen und sozialen Gedächtnisses noch auf der unseres Wissens oder gar der unserer Subjektivität und unserer vielfältigen Institutionen sind Medien und Kultur monokausal verbunden. Es gibt keinen historischen Fatalismus, nach dem bestimmte Medien auch bestimmte kulturelle Veränderungen verursachten. Der Zusammenhang ist komplexer und erlaubt keine monokausalen Entwicklungen. Wie lange es gebraucht hat, bis sich das kopernikanische Weltbild durchsetzte, mag auch hier nochmals als Beispiel dienen. Wie wenig Massenmedien wie das Radio und das Fernsehen ihren politischen Gebrauch vorgeben, wie sie als Medien der modernen Demokratie ebenso wie des politischen Totalitarismus benutzt werden können, hat die europäische Geschichte der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts deutlich gezeigt. Ein drittes Beispiel: In einer immer noch modellhaften empirischen Untersuchung über die sozialen Gebrauchsweisen eines einzelnen Mediums, nämlich der Fotografie, hat der französische Soziologe Pierre Bourdieu zeigen können, wie die sozialen Werte einer Gruppe den Umgang mit einem Medium bestimmen.⁸

Der Begriff der Medienkultur zielt auf dieses Schnittfeld von Kultur, Gesellschaft und Medien im Allgemeinen, im Besonderen hat er aber dieses Schnittfeld gerade dort zum Gegenstand, wo von einer Autonomisierung medialer Entwicklungen gesprochen werden kann. Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte erlauben es so lange, dieses Schnittfeld zwischen Kultur, Gesellschaft und Medien angemessen zu untersuchen, wie die kulturellen Objekte sich weitgehend in charakteristischen und begrenzten Produktions- und Rezeptionsszusammenhängen halten. Massenmediale Distribution von technischen und ästhetischen Produkten löst diese Begrenzbarkeit aber zunehmend auf. Dabei ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht die Technik der Reproduktion der grundlegende Faktor, die massenmediale Distribution bestimmter Inhalte ist davon eher abgeleitet. Walter Benjamin hatte schon in seinem berühmten Aufsatz von 1937 über „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner Reproduzierbarkeit“ den Aspekt der Vervielfältigung betont.⁹ Er führt zu einer tiefgreifenden Veränderung der Raum-Zeit-Wahrnehmung, etwas, das dann 1959, also gut zwei Jahrzehnte später, von Marshall McLuhan erneut als der bedeutsamste der „Revolutionary Effects of New Media“ bestimmen wurde.¹⁰

Medienkulturen sind mithin solche Kulturen, in denen die Reproduktionstechniken Produktion und Konsumtion kultureller Produkte prägen und vor allem eine praktisch unbegrenzte Dynamik der De- und Rekontextualisierung erlauben. Dies war mit dem Buchdruck sicher schon für den Bereich der Literatur seit dem 16. Jahrhundert gegeben, mit den visuellen, auditiven und digitalen Reproduktionstechniken (Zeitschrift, Radio, Fotoapparat, Fernsehen, Videokamera, Computer, Mobiltelefon usw.) ist dies jedoch für prak-

⁷ Vgl. Benjamin (1977).

⁸ Vgl. Bourdieu (1981).

⁹ Vgl. Benjamin (1974).

¹⁰ Vgl. McLuhan (2003).

tisch alle kulturellen Produkte Wirklichkeit geworden. Damit ist aus der Buchkultur eine Medienkultur geworden.

Kulturelle Energie

Die Raum-Zeit-Veränderungen in der Produktion und der Konsumtion kultureller Produkte und die mit der Reproduktion möglich gewordene Zirkulation haben noch weitere Konsequenzen. Eine ist die zunehmende Bedeutung der Konsumtion kultureller Produkte im Kontext ökonomischer Produktionszusammenhänge. So werden nur wenige Waren, die in den Handwerksbetrieben und den Fabriken unserer Industrienationen hergestellt und auf dem Markt verkauft werden, heute noch konzipiert, ohne dass ein Spezialist in Gestaltung oder Design beteiligt ist. Erfolg und Misserfolg großer multinationaler Unternehmen hängen mehr als von allem anderen mittlerweile davon ab, wie das Image der Produkte entworfen wird und wie es gelingt, den Konsumenten dafür zu interessieren. Dabei ist der Erfolg selbst mit großem finanziellem Aufwand betriebener Kampagnen nicht vorhersehbar und nur sehr begrenzt steuerbar. Designer müssen ihre Entwürfe, Werbebüros müssen ihre Konzepte, selbst Filmproduzenten müssen ihre fertigen Produkte erst in kleinen Märkten testen, um einigermaßen sicher über den Erfolg sein zu können. Es ist bekannt, dass viele in Hollywood produzierte Filme, selbst wenn ihre Herstellung Millionen gekostet hat, praktisch unpubliziert in den Archiven der Filmgesellschaften verschwinden, weil sie den Probelauf in den Kinos von Los Angeles nicht bestanden haben.

Kultur scheint nicht berechenbar zu sein. Aber das schützt sie nicht davor, wie ein Rohstoff in die Produktion von Waren und Gütern eingeführt zu werden. Designer, Werbeagenturen und Filmproduzenten beuten die überlieferten Bilder, Zeichen und Erzählungen aus, sie nehmen sie in ihre Zwecke auf, bauen sie um, verändern sie. Daran ist wahrscheinlich gar nichts Verwerfliches; niemand könnte im Ernst für sich das Recht beanspruchen, ein Monopol auf das Erbe des kulturellen Gedächtnisses zu haben. Und jedes Aufgreifen ist ein Stück Tradierung, das immer auch eine Aktualisierung und Veränderung der Überlieferung – ein „Umschreiben“ – bedeutet. Vielleicht werden dabei sogar neue Bilder entworfen, neue Zeichen kreiert, neue Geschichten erzählt. Nur hat sich durch diese Entwicklungen das Verhältnis von Kunst, Kultur und Ökonomie grundsätzlich verändert. Die alten Grenzen gelten nicht mehr: Was hohe und was Massenkultur ist, ist entweder kein Qualitätskriterium mehr, oder es lässt sich nicht mehr über eine Verortung im kulturellen Feld der Gesellschaft bestimmen.

Die Medienkultur ist ein Ort der kontinuierlichen Transposition kultureller Zeichen – vertikal, horizontal, historisch und geografisch. Die Transposition ist immer mit einer Umschrift verbunden, sei es dadurch, dass die Zeichen in einem neuen Kontext andere Verbindungen eingehen, sei es, dass die medialen Träger der Zeichen diese selbst verändern. Was aber bringt dieses Tausch- und Austauschverhältnis in Gang? Was ist die kulturelle Energie, die dieses Band antreibt?

Eine erste, soziologisch argumentierende Antwort würde davon ausgehen, dass die Subjekte daran interessiert sind, eine soziale Identität zu entwickeln. Identität ist nicht möglich ohne Differenz; so entwickelt jede Gesellschaft eine Vielzahl an Stilen: Stile des Verhaltens, des Kleidens, des Sprechens, der Haltung des Körpers und des Denkens. Wurden solche Habiten früher vor allem in sozialen Schichten und religiösen Gemeinschaften ausgebildet, so sind sie heute mindestens genauso Produkt der Partizipation an den Identifika-

tionsangeboten, die Warenwelt und Massenmedien anbieten. Sie greifen dieses Bedürfnis auf und bieten Produkte an, um differente Identitätswürfe auszudrücken. Eine gewisse soziale Mobilität scheint Voraussetzung für eine solche Dynamik zu sein. Neue, aufsteigende Mittelschichten drücken ihre kleine Differenz, wie der Soziologie Pierre Bourdieu formuliert, mit wohl charakteristischen, dennoch auch immer wieder neu zu erfindenden Weisen der Wahrnehmung, der Erfahrung und des Urteils aus.¹¹ Alle diese Identitätswürfe brauchen Medien, um sich selbst zu entwerfen und um zu wirken. Medien bieten Bühnen für dieses Theater: die Straße, das Lokal, die Zeitung, das Radio, das Kino, das Fernsehen, das Internet. Und jedes dieser Medien bietet für sich selbst wieder eine Vielzahl an unterschiedlichen Bühnen, in denen Aspekte dieser Identitätswürfe artikuliert werden können. Jede Stadt hat Straßen ganz unterschiedlicher Funktion, die auch bestimmt, wie sich die Passanten verhalten. Jedes Lokal, jedes Restaurant, jede Bar, jedes Geschäft versucht, selbst eine „Identität“ zu gewinnen, die von den Besuchern und Konsumenten gekauft wird. Jede Zeitung hat unterschiedliche Sparten, Radio und Fernsehen haben unterschiedliche Formate und das Kino kennt unterschiedliche Genres, in denen Aspekte der Identität präsentiert und ausgehandelt werden. Auch hierbei ist das Kriterium der Reproduktion kultureller Produkte aus kulturwissenschaftlicher Sicht entscheidender als das der massenhaften Verbreitung.

Der aus den angelsächsischen *cultural studies* kommende Begriff des Aushandelns (*negociation*) betont, dass Identität in einem Prozess der Differenz zum anderen, aber auch der Anerkennung durch den anderen entsteht, dass sie also nicht „geschenkt“ wird, dass die Subjekte sie sich in Konflikten erwerben. Doch ist mit diesem Begriff auch verbunden, dass heute dieses Aushandeln der Identität schon für den Einzelnen oder in ihm einen konflikthaften Prozess bedeutet. Gesellschaften sind vielleicht schon immer viel heterogener gewesen, als es den Anschein hatte, aber lange Zeit galt für bestimmte soziale Schichten doch, dass sich zwei relativ stabile Identitäten entwerfen konnten: die der sozialen Klasse, der man angehörte, und die des Geschlechts, der eine männlich dominierte Hierarchie zugrunde lag. Heute differenzieren sich beide Orientierungen zunehmend aus und gestalten sich immer weniger zweiwertig. Wahrscheinlich ist es die Frauenbewegung, die in den vergangenen 100 Jahren die intensivste Dynamik in diese Prozesse des Aushandelns von Identität gebracht hat.

Beschreibt man Kultur als einen Raum der Zirkulation, wäre in einem nächsten Schritt wohl zu fragen, welchen ökonomischen Gesetzen diese unterliegt. Es gibt keine Sphäre des Tausches, die vollständig isoliert gegen ein Außen denkbar ist. In der klassischen Ökonomie wurde das der Gebrauchswert einer Ware im Gegensatz zu seinem Tauschwert genannt. Andere Grenzbegriffe sind zum Beispiel der des Mangels und der des Überflusses. Etwas Nichtidentisches, etwas, das sich der Vergleichbarkeit entzieht, muss die Zirkulation in Bewegung halten. Lässt sich der Mangel noch weitgehend mit dem Begriff des Gebrauchswertes fassen, beim Überfluss ist das nicht mehr möglich. Darauf sind Kulturanthropologen wie Bronislaw Malinowski und Marcel Mauss in den 1920er Jahren gestoßen und haben neben einer Ökonomie des Mangels auch eine des Überflusses entworfen. Dabei ist die Idee der Gabe, die Idee von etwas, das ein sozialer Akt des Gebens ist, der aber nicht oder nicht vollkommen in eine reversible Austauschbeziehung eingeht, als konstitutiv für Gesellschaften und Kulturen gesehen worden.

¹¹ Vgl. Bourdieu (1982).

Identität, Sinn, Intensität und kulturelle Energie sind einige Bezeichnungen für diesen Wert, der sowohl als Mangel als auch als Überfluss in Erscheinung treten kann, aber doch als etwas verstanden werden muss, dass sich der Logik des Tausches entzieht. Nicht alles ist beliebig reproduzierbar, vieles ist gar nicht käuflich. Die Kulturindustrie und die Produktwerbung aller Sparten würden heute in den reichen Industrienationen die Aufmerksamkeit des Menschen als einen solchen unbestimmbaren Wert und dynamischen Faktor der kulturellen Zirkulation definieren. Aufmerksamkeit ist wohl historisch und kulturell in einem hohem Maße wandelbar und konditioniert,¹² aber wie die Arbeitskraft im Bereich der wirtschaftlichen Produktion ist die Aufmerksamkeit eine begrenzte, eine biologische und nicht restlos quantifizierbare Ressource.

Was ist die kulturelle Energie, die Produkten einen Wert gibt, für den die Konsumenten mit ihrer Aufmerksamkeit bezahlen? Was ist die kulturelle Energie zum Beispiel eines Bildes? Besteht es wirklich in dem, was wir als Zeichen bestimmen, was wir lesen, erkennen und identifizieren können? Oder spielt nicht etwas anderes eine mindestens ebenso wichtige Rolle? Etwas, das intensiv ist, aber „nichts“ bedeutet, wie die Musik, die Farben oder abstrakte Formen? Spätestens der Impressionismus hat damit begonnen zu erforschen, dass unser Blick gar nicht nur darauf aus ist, Gegenständliches zu identifizieren, sondern dass Farben und ihr Zusammenspiel, oder die Zwischenräume und Beziehung zwischen den Dingen unsere Aufmerksamkeit viel intensiver beschäftigen. Das gilt allerdings nicht erst für die Moderne. Der Bildwissenschaftler George Didi-Huberman beschreibt zum Beispiel in einem schönen kleinen Text, dass es ganz sicher nicht nur das Lächeln ist, das uns an Leonardo da Vincis „Mona Lisa“ so fasziniert. Das marienähnliche Schweben der Figur vor der Landschaft trägt seiner Meinung nach mindestens ebenso dazu bei.¹³

Geht es unter soziologischer Perspektive also eher um das Bestimmbare, die Identität oder den Wert, der sich aus Tauschverhältnissen ergibt, die letztlich rational abzulaufen scheinen, so ist mit der Idee der Gabe eine Dimension angesprochen, die intersubjektiv, aber nicht reziprok und darüber hinaus nicht messbar ist, die eine Gabe oder einen Rest darstellt, der bei keiner Äquivalenzrechnung erfasst wird. Die Sozialisationsforschung weiß schon seit mehreren Jahrzehnten, dass die Entwicklung des Kindes in den ersten Monaten und Jahren einer solchen Gabe bedarf: einer Gabe, die für das Kind einen sozialen und kulturellen Raum bedeutet, in dem es angesprochen und akzeptiert wird, ohne doch etwas anderes als seine Gegenwart dafür zu geben. Unter psychologischem Gesichtspunkt ist diese Bereitstellung eines Raumes zum Leben basal und der Produktion von Identität notwendig vorausgehend und ihr zugleich auch immer parallel bleibend. Sie ist immer mit im Spiel, wenn es um kulturelle Energie geht, vielleicht kann man sie sogar als ihre Quelle bezeichnen.

In den vergangenen Jahren hat sich, angeregt vor allem durch die Arbeiten von Giorgio Agamben, eine Diskussion über die Grenzen der Verwertbarkeit des Lebens entwickelt. Der von Agamben bei Walter Benjamin aufgefundene Begriff des bloßen Lebens (oder des *zoe* im Unterschied zu *bios*) bezeichnet eine solche Grenze.¹⁴ Er bezeichnet zum einen in einer Rechtstradition, die Agamben bis in die römische Antike verfolgt, das aller sozialen und kulturellen Eigenschaften entkleidete Leben, zuerst also das Leben des vogelfrei

¹² Vgl. Crary (2002).

¹³ Vgl. Didi-Huberman (2001).

¹⁴ Vgl. Agamben (2002).

Erklärten, des *homo sacer*. Er bezeichnet aber zum anderen auch eine Grenze, deren Überschreitung die Möglichkeit des Lebens zerstören würde und die man vielleicht als Widerstand verstehen kann – nicht nur in einem passiven Sinne: Dieser basale kulturelle Raum des Lebens ist ein Zwischenraum zwischen jedem Befehl und seiner Befolgung, zwischen jedem Wort und seiner Bedeutung. Das Subjekt hat seinen Ort in diesem Zwischenraum, oder genauer: Nur weil es diesen Zwischenraum gibt, gibt es auch das Subjekt.

Wie aktuell die Diskussion über das bloße Leben ist, zeigt sich zum Beispiel auch daran, dass Walter M. Buegel, der Kurator der *documenta 12*, diesen Begriff sogar zu einer der Leitideen der für 2007 geplanten Ausstellung gemacht hat. Ganz sicher dürfte ein Grund dieser Aktualität darin zu suchen sein, dass wir immer mehr damit konfrontiert sind, dass Zonen einer Unbestimmtheit zwischen Kultur und Natur entstehen. Wie behandelt man Menschen, die auf der Flucht sind und nicht die Rechte einfordern können, die einem Bürger eines Landes zugesprochen sind? Gewährt man ihnen wirkliches Asyl, oder schließt man sie davon aus, bringt sie in Lager unter, schickt sie mit dem Flugzeug zurück? Was für Folgen hat es für die Menschenrechte, dass die USA seit 2002 rund 500 Menschen im Lager Guantánamo ohne Anklage und ohne jeden Rechtsbeistand gefangen halten? Unbestimmtheitszonen entstehen aber auch in Bereichen ganz anderer Überschreitungen ehemed einigermaßen klarer Grenzen zwischen Natur und Kultur, so zum Beispiel in der Biogenetik und der Stammzellforschung. Woher können wir die Kriterien nehmen, die uns diese Produktion von Leben beurteilen und gegebenenfalls ihre Grenzen bestimmen lassen? Eine ähnliche Unbestimmtheit hat die Medizin mit ihren lebenserhaltenden Apparaten hergestellt. Sie hat eine früher relativ sichere Grenze zwischen Leben und Tod unbestimmt gemacht.

Medialität

Was bleibt? Was ist der Rest, der unbestimmbar bleibt, was auch immer Biogenetik, Neuro- und andere Wissenschaften an Methoden zum Eingriff entwickeln? Können wir uns auf der Einsicht ausruhen, dass es noch viele Jahre brauchen wird, bis wir die Komplexität natürlicher Vorgänge modellhaft so weit erfassen, dass unsere Eingriffe einem Plan und nicht dem Zufall folgen? Wenn es keine äußeren Regeln mehr gibt, keinen Gott und, was mindestens genau so wichtig ist, keinen legitimen weltlichen Souverän, der die Grenzen setzen und bestimmen könnte, die zwischen Kultur und Natur oder zwischen Leben und Tod liegen, wenn also das Denken des Menschen autonom ist, dann kann eine solche Begrenzung nur durch die Rationalität selbst erfolgen, als ihre Selbstbegrenzung. Dieses die Philosophie seit Kant beschäftigende Problem, das Theodor W. Adorno und Max Horkheimer in ihrem berühmten Buch dieses Titels die Dialektik der Aufklärung genannt haben, kann vielleicht nur dadurch einer praktischen Lösung zugeführt werden, dass das Denken seine eigene Vermittlung, seine eigene Abhängigkeit einbekennt. Und zwar unter zumindest zwei Aspekten; zum einen darin, dass das Denken sich nur in der sozialen Interaktion mit anderen entwickelt, ja dass, wie der Philosoph Emmanuel Lévinas formuliert, der andere dem eigenen Denken in einem logischen und einem zeitlichen Sinne vorausgeht;¹⁵ zum anderen darin, dass diese Interaktion immer eines Mediums bedarf, ei-

¹⁵ Vgl. Lévinas (1992).

ner Sprache im weiteren Sinne, also nicht nur einer verbalen Sprache, sondern auch einer visuellen, auditiven, taktilen, olfaktorischen.

Die Selbstbegrenzung der Ratio, des alltäglichen wie des wissenschaftlichen Denkens, bestünde demnach in einer Reflexion auf die eigene Medialität. Diese Selbstbegrenzung ist nun selbst nicht begrenzbar, denn sie findet notwendig selbst in einem Medium statt. Damit sind wir schließlich bei einer kulturwissenschaftlichen Antwort auf die Frage nach der Energie, die das Austauschverhältnis der Kultur, die Zirkulation kultureller Zeichen antreibt: Die nicht abschließbare Medialität des Denkens ist eine Widerständigkeit gegen alle Versuche der autoritären Setzung von Bedeutung. Um es etwas schematisch und plakativ zu formulieren: Wenn Kant in seinen drei Kritiken das Denken in sich selbst begründet und von allen religiösen und weltlichen Autoritäten gelöst hat, so stellte sich gleichwohl auch für ihn schon das Problem der Selbstbegrenzung der Ratio. Er versuchte es darin aufzufangen, dass er im Begriff des Dings an sich eine Grenze der Erkennbarkeit postulierte. Unter den Kant-Lesern waren es wohl insbesondere die Literaten, die hier schon bald weiter dachten und diese Begrenzung nicht mehr in einem Außen, sondern im Innern der Sprache selbst aufsuchten. Heinrich von Kleists Novellen und Stücke sind durchgängig eine Reflexion über die Leerstellen in der Sprache selbst, über die nicht fassbare Medialität, aus der Sprache ihre Macht ebenso bezieht wie ihre Schwäche, aus der Missverständnisse und Gewalt entstehen.

Was für die Kommunikation zwischen den Menschen gilt, gilt auch für das Wissen über die Natur: die Modelle und Verfahren, in denen wir Wissen gewinnen, sind medial. Auch bildgebende Verfahren, wie sie heute die Neurowissenschaften verwenden, geben ja keine objektiven Daten: Sie folgen bestimmten kulturellen Techniken des Sehens und sie folgen schon im Versuchsaufbau und selbstverständlich in der Auswertung Metaphern der Beschreibung.

Für die Beantwortung der Fragen, die sich aus den genannten Zonen der Unbestimmtheit zwischen Kultur und Natur oder zwischen Leben und Tod herleiten, bedeutet diese Reflexion des Denkens auf die eigene Medialität, dass nicht nur die Sprachlichkeit und Metaphorizität aller Modelle der Beschreibung von neuronalen, genetischen oder auch sozialen Prozessen reflektiert wird, sondern dass auch in den Blick kommt, dass diese Beschreibungen ja die Gegenstände und damit die Unbestimmtheit selbst prägen, ja herstellen. Es ist eine die Kulturwissenschaft in gewisser Weise begründende Einsicht, dass jede Bestimmung einer Differenz zwischen Natur und Kultur ein Stück Selbsterschaffung von Kultur ist. Selbstbeschreibungen sind konstitutive Elemente von Kultur. Daraus folgt aber auch, dass eine Vorstellung wie die, es gäbe bloßes Leben, selbst ein kulturelles Produkt ist, ein Grenzbegriff. Die Frage ist nun, ob damit ein Ein- oder ein Ausschluss verbunden ist. Im Sinne des von Agamben nachgezeichneten Rechtsbegriffs des *homo sacer* ist es der politische Versuch eines Ausschlusses. Eine Selbstbegrenzung der Ratio würde grundsätzlich bedeuten, es als einen Einschluss zu verstehen: Dann kann es keine Abstraktion mehr sein, dann ist das *bloße Leben* immer schon das einzelne Leben. Es ist die Einzigartigkeit jeden einzelnen Lebens, an der die Rationalität ihre Grenze einbekennen muss, nicht aber die Vorstellung einer Heiligkeit des Lebens, die selbst eine kulturelle Abstraktion ist. Im Sinne der kulturellen Abstraktion wäre die Vervollkommnung des Lebens ein höchstes Ziel, dessen notwendige Rückseite eine Verdrängung des Todes ist. Im Sinne der

Einzigartigkeit des Lebens wäre es aber das konkrete Glück jedes einzelnen Menschen, und damit auch die Formen, in denen er lebt, stirbt und erinnert wird.

Und damit wären wir vielleicht nahe an einen der Zusammenhänge herangekommen, die der globalen Konjunktur der Kultur- und Medienwissenschaft zugrunde liegen. Je mehr die Grenzen zwischen Kultur und Natur unsicher werden und je mehr auch die Unterscheidbarkeit zwischen Inhalt, Form und Medium verwischt wird, umso intensiver muss sich auch unsere Reflexion darauf richten, wie sich Kultur und wie Kultur damit auch Natur produziert und welche Rolle dabei die einzelnen Medien haben – von der Haut, mit der das Neugeborene seine Umwelt fühlt und Wärme erfährt, bis hin zum Computertomografen, der vielleicht just diese Erfahrung als einen sich vergrößernden Lichtfleck repräsentiert, der wiederum eine intensivierte Tätigkeit der Neuronen darstellen soll.

Interkulturalität

Zu den Grenzen von Kultur, die ihre Selbstbeschreibung produziert, gehört nicht nur die Differenz zur Natur, sondern auch die Differenz zu anderen Kulturen. Historisch ist diese Differenz oft sehr weitgehend an die erste angelehnt. Man denke an die griechische Vorstellung des Barbaren, an den Umstand, dass in vielen Sprachen der Fremde als der bezeichnet wird, der keine Sprache (also *de facto* nicht die eigene Sprache) spricht, an die in der Ethnologie lange praktizierte Tradition, andere Kulturen als „primitiv“ zu beschreiben, die wiederum in Kontinuität mit Vorstellungen der Infantilisierung des anderen steht. Diskurse wie diese boten ja zum Beispiel den Spaniern über Jahrhunderte eine Selbstrechtfertigung, die Bewohner Lateinamerikas einem umfassenden Programm der kulturellen Sozialisation und religiösen Missionierung zu unterwerfen.

Alle Selbstbeschreibungen haben Einfluss auf die Zirkulation kultureller Zeichen zwischen den Kulturen. Unterbinden können sie sie in keinem Fall, weil das, was ausgeschlossen werden soll, immer schon beschrieben sein muss und damit, wenn auch vielleicht entstellt, eingeschlossen ist. Wichtiger aber ist vielleicht noch die schon erwähnte und für die Medienkulturwissenschaft grundlegende Einsicht, dass wir unter entwicklungspsychologischen, phänomenologischen, ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten gleichermaßen davon ausgehen können, dass es so etwas wie eine originäre Ansprechbarkeit des Menschen durch den anderen und durch die ihn umgebende Welt der Zeichen gibt. Kinder nehmen ständig Gesten, Worte, Stimmen, Farben und vieles andere wahr, das vielleicht für einen Erwachsenen eine relativ eindeutige Bedeutung hat, dem Kind aber als Reiz begegnet, den es in sich aufnimmt und, jedenfalls dann, wenn der Reiz qualitativ oder, wie im Falle der Wiederholung, quantitativ intensiv ist, auch in das Langzeitgedächtnis integriert. Es steht zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs fest, welche Bedeutung diese Erinnerungsspuren einmal erhalten werden. Es wird darauf ankommen, welche Verknüpfungen später entstehen. Sigmund Freud erkannte diese komplexe Zeitlichkeit des Gedächtnisses schon am Ende des 19. Jahrhunderts und prägte den Begriff der Nachträglichkeit als Bezeichnung für die sie bestimmende Temporalität. In besonderer Weise trifft das für Erfahrungen und Erlebnisse zu, die in ihrer Intensität für das Subjekt so bedrohlich waren, dass es zum Zeitpunkt ihres Geschehens versucht hat, sie zu isolieren. Solche traumatischen Erfahrungen, ob nun als reales oder als vorgestelltes Erleben, drängen aber später dazu, doch integriert zu werden. Sie wirken sich dann zum Beispiel als Wiederholungszwang aus.

Es wird aber auch viele Spuren geben, die nie eine bestimmte Bedeutung im Sinne einer diskursiven Sprachlichkeit bekommen werden. Sie sind mit gestischen Formen der Kommunikation oder mit ästhetischen Wahrnehmungen verknüpft. Wahrscheinlich ist die Relevanz solcher gestischer und ästhetischer Formen für das Leben und das Befinden des Einzelnen sehr viel größer, als wir es uns bewusst zugestehen möchten. Wohl nimmt die Ansprechbarkeit oder, wie es Walter Benjamin nannte, das mimetische Vermögen mit zunehmenden Lebensalter ab. Aber auch der Erwachsene besitzt es noch, und es sind Zustände wie die des Verliebtseins, in denen seine Intensität der kindlichen wohl kaum nachsteht.

Für alle Beziehungen, die zwischen Kulturen oder besser gesagt zwischen Menschen verschiedener Kulturen entstehen, und auch für die Rezeption kultureller Produkte aus anderen Kulturen ist diese grundsätzliche Ansprechbarkeit des Menschen basal. Die Kunst, die Musik, die Gastronomie anderer Kulturen können wir oft leicht aufnehmen und hoch schätzen. Konflikte entstehen, je stärker diese Begegnungen mit konflikthaften Strukturen der Subjekte selbst in Beziehung treten. Konflikthaft sind *per se* alle solche Strukturen, die Ein- und Ausschließungen konstruieren. Viele Formen der Identitätssuche verfahren nach dem grundsätzlich problematischen Schema, Eigenes und Fremdes zu unterscheiden. Die Dynamiken, die daraus entstehen, können auf der Ebene der Weltanschauung ebenso wie auf der der Körperlichkeit liegen. Am intensivsten werden diese Dynamiken, wenn beides miteinander verschweißt ist. So ist die These wohl kaum zu gewagt, dass in Konflikten, die wir als interkulturelle charakterisieren würden, die Frage der (männlichen) sexuellen Identität in der Regel eine maßgebliche Rolle spielt.

Es gibt also eine grundsätzliche Offenheit des Menschen, die teilweise verlernt wird und zu einem gewissen Grade auch verlernt werden muss, um dem Subjekt eine Selektivität der Wahrnehmung zu erlauben. Welche Mechanismen es dem Einzelnen und ganzen Gesellschaften erlauben, selektiv mit Empathie umzugehen – sich vom Schicksal einzelner Menschen tief bewegt zu fühlen, sich um das anderer aber gar nicht zu kümmern –, ist noch sehr unvollkommen erforscht. Sicher ist, dass kulturelle und mediale Formen hier eine sehr große Rolle spielen. Überhaupt sind natürlich die Selbstbeschreibungen, die Kulturen bereitstellen, um die Dynamiken der In- und Ausschließungen zu regeln, von höchster Bedeutung. Die Prozesse der intensivierten Globalisierung, die wir seit dem Zweiten Weltkrieg beobachten und die mit den neuen Kommunikationsmedien ebenso zu tun haben wie mit den Migrationsbewegungen, stellen der Medienkulturwissenschaft hier die dringliche Aufgabe, neue Modelle einer Selbstbeschreibung zu erarbeiten. Es werden Modelle sein müssen, die weniger auf Regeln des Ein- und Ausschlusses beruhen, die mithin eine andere, offenere Räumlichkeit konstruieren. Medien haben hierbei nicht nur als Übermittler von Inhalten eine hohe Bedeutung. Sie sind vielleicht viel wichtiger darin, dass sie – zusammen mit den medialen Formen, die man als Genre bezeichnet – Öffentlichkeiten, mit anderen Worten, Räume und Orte der Erfahrung und erfahrene Räume und Orte herstellen. Weil Interkulturalität ein Begriff für die Dynamik der Austauschbeziehungen ist, die sich zwischen den Kulturen, aber im Grunde auch in jeder einzelnen Kultur vollziehen, ist er auch zu einem Schlüsselbegriff der Medienkulturwissenschaft geworden.

In der Tat legen beide neuen Studiengänge, der Bachelorstudiengang „Medien- und Kulturwissenschaft“ und der Masterstudiengang „Medienkulturanalyse“, ein großes Gewicht auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Phänomenen der Interkulturalität und

auf die vergleichende Medienkulturforschung. Das zeichnet sie auch gegenüber vergleichbaren Studiengängen bundesweit aus. Die wissenschaftlichen Begründungen koinzidieren dabei mit den aktuellen soziokulturellen Entwicklungen in fast allen europäischen Ländern und den sich daraus ergebenden Qualifikationsanforderungen für praktisch alle Medienberufe. Die Zahl der Einwohner mit Migrationshintergrund steigt in den europäischen Industrieländern beständig. Schon jetzt liegt der Anteil zwischen fünf und 25 Prozent, er wird in Ländern wie Schweden in wenigen Jahren bei 40 und mehr Prozent liegen. Das stellt die Medien vor enorme Aufgaben. Die Integration dieser kulturellen Vielfalt wird in einem hohem Maße davon abhängen, wie es gelingen wird, sie in der Öffentlichkeit zu repräsentieren und Vertrauen zu schaffen, dass die Zivilgesellschaft Raum für diese Vielfalt schafft. Hierfür durch unsere Forschung Modelle und Zukunftsvorschläge zu entwickeln und durch unsere Lehre Studierende zu qualifizieren, an diesem Prozess aktiv teilzunehmen, sind zwei der wichtigsten unserer Aufgaben und Ziele.

Literatur

- AGAMBEN, Giorgio. *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main 2002.
- ANDERSON, Benedict. *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Frankfurt am Main 1988.
- BACHTIN, Michail. „Zur Methodologie der Literaturwissenschaft“, in: Michail BACHTIN. *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt am Main 1979, 349-357.
- BENJAMIN, Walter. „Das Kunstwerk in Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in: Rolf TIEDEMANN und Hermann SCHWEPPEHÄUSER (Hrsg.). *Gesammelte Schriften I*. Frankfurt am Main 1974, 431-470.
- BENJAMIN, Walter. „Lehre vom Ähnlichen“, in: Rolf TIEDEMANN und Hermann SCHWEPPEHÄUSER (Hrsg.). *Gesammelte Schriften II*. Frankfurt am Main 1977, 204-209.
- BOURDIEU, Pierre, Luc BOLTANSKI, Robert CASTEL, Jean-Claude CHAMBOREDON, Gérard LAGNEAU und Dominique SCHNAPPER. *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*. Frankfurt am Main 1981.
- BOURDIEU, Pierre. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1982.
- CRARY, Jonathan. *Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur*. Frankfurt am Main 2002.
- DIDI-HUBERMAN, Georges. „Ein entzückendes Weiss“, in: Georges DIDI-HUBERMAN. *phasmes*. Köln 2001.
- GREENBLATT, Stephen. *Renaissance Self-Fashioning: from More to Shakespeare*. Chicago 1980.
- HALL, Stuart. „Kodieren/Dekodieren“, in: Stuart HALL. *Ideologie, Identität, Repräsentation (Ausgewählte Schriften 4)*. Hamburg 2004, 66-80.
- LÉVINAS, Emmanuel. *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*. Freiburg 1992.
- MCLUHAN, Marshall. „Electronic Revolution: Revolutionary Effects of New Media“, in: Marshall MCLUHAN. *Understanding Me. Lectures and Interviews*. Cambridge 2003, 1-11.
- TURNER, Victor. *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main 1989.
- WARBURG, Aby. *Der Bilderatlas Mnemosyne (Gesammelte Schriften Abt. 2, Bd. 1)*. Berlin 2000.

